

Peter Wenks Heimsuchung

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **1 (1911)**

Heft 24

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635944>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 24 · 1911

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

1. Juli

□ □ Sommertag. □ □

Von H. Huggenberger.

Nun blüht der Mohn im gelben Korn,
O Sommertag, wie bist du reich!
Des Lebens nieversiegter Born
Walt hin dem breiten Strome gleich.
Zur Sonnenhöhe stieg das Jahr,
Streut Licht ins engste Waldverließ,
Und alle Wunder werden wahr,
Die uns der Frühling ahnen ließ.

O Sommertag, wie bist du schön!
Mit Rosen ist durchwirkt dein Kleid.
Du hebst die Schleier von den Höhn
Und webst der Heide Prunkgeschmeid.
Dein Morgen neht den Fuß im Tau,
Dein Abend gibt der Seele Mut,
Daß sie wie die versöhnte Au
Nach Sturm und Drangsal selig ruht.

Peter Wenks Heimsuchung.

Erzählung von Alfred Huggenberger.

Peter Wenk richtete sich halbwegs in dem zweischläfigen Bette auf. „Bist du wach?“ fragte er leise zu seiner Frau hinüber.

Diese regte sich ein wenig. „Eben hab' ich dich auch fragen wollen. Es wäre jetzt doch wirklich Zeit zum Einschlafen.“

„Ja!“ seufzte Peter ärgerlich, „da wird einer schon schlafen können! Einmal übers andere, schon eine Glockenstunde lang, muß ich wieder diese verdamnte Totenuhr¹⁾ ticken hören. Und immer gerade hinter meinem Kopfkissen! Das ist nun schon die dritte Nacht. — Ein Glück, wenn der Mensch nicht abergläubisch ist, sonst . . .“

„Mich wundert nur, wer dem unschuldigen Tierchen diesen Namen angehängt hat,“ gab die Frau zurück. „Es ist doch bloß nur ein Käfer.“ Ihre Stimme sollte beruhigend klingen, aber es lag leise Besorgnis darin. „Ein Käfer oder ein Würmchen, das sich durchs Holz frisst. Wie könnte denn so ein unvernünftiges Tier etwas vorauswissen!“

¹⁾ „Totenuhr“ heißt im Volksmund ein kleiner, schwarzer Käfer, der Klopfsäfer, dessen Larve sich durchs Holzwerk bohrt und der ein dem Ticken einer Taschenuhr ähnliches Geräusch verursacht. Der Aberglaube will, daß in dem Hause, in dem er sich hören läßt, bald ein Todesfall vorkomme.

Peter Wenk hatte sich wieder gelegt. „Eine Totenuhr ist's halt eineweg!“ sagte er mit Nachdruck. „Und wenn ich zehnmal nicht daran glaube — warum braucht sie denn just in dieses Brett, hinter mein Bett zu kommen?“

„Didididididi . . .“ machte es wieder in der alten Bretterwand.

Peter Wenk fuhr auf und führte mit der geballten Faust zwei dröhnende Schläge auf die Stelle, von der das Ticken herzukommen schien.

„Du verfluchter Wurm! Wenn ich dich zu Mus und Feten schlagen könnte!“

„Nun, so mach doch keine Komedi!“ mahnte die Frau unwillig. „Wenn dich der Kasper hört, gibst's wieder eine Trölerei am Morgen.“

„Trölerei hin oder her! In meiner Kammer hat mir kein Nachbar und kein Nazi etwas zu befehlen! Wenn ich gern an die Wand schlage, schlag' ich an die Wand! Und der Kasper kann auf seiner Seite machen, was ihn freut. Eineweg sind diese zusammengebauten Häuser Verdrußlöcher. Wenn die Wand mir allein gehörte, würde ich sie am Morgen abbrehen.“ Zur Befräftigung schlug er noch einmal leicht mit der Faust an die morschen Bretter. „Es schläft ja überhaupt gar niemand drüben,“ sagte er dann gleichsam zur Entschuldigung.

„Was willst du aber der Frieda sagen, wenn sie am Morgen fragt? Einmal das wegen der Totenuhr darf sie nicht wissen. Denn wenn sie auch an solche Sachen so wenig glaubt wie wir, — man muß den Kindern nicht unnütz Angst machen!“

Peter Wenk legte sich von einem Ohr aufs andere. „Die, und Angst! Die hätte das Guraschi, dem alten Teufel auf die Hörner zu sitzen oder einen Witwer mit elf lebendigen Kindern zu heiraten. Nein, ich sag dir das: auslachen würde sie uns!“

„Und hätte auch ganz Recht,“ bestätigte die Frau. „Dumm sind wir schon, daß wir uns von so einem münzigen Wurm den Schlaf abstehlen lassen.“

Der Peter war nicht ganz ihrer Meinung. „Sonst, für gewöhnlich, das weißt du selber auch, werde ich wild, wenn man von abergläubischem Zeug nur redet. Und ich sage ungeniert, es muß einer schon ein richtiger Hagaff sein, wenn er behaupten will, so ein Ungeziefer könne prophezeien, ob ein Mensch alt genug sei. Aber das kann einem halt doch niemand verbieten, daß man sich in der Nacht, wenn man hübsch Zeit hat, über alles seine Gedanken macht. Einweg hat uns der Herrgott den Verstand auch zu irgend etwas gegeben.“

Frau Seline wurde ungehalten. „Es ist jetzt bald zwölf Uhr,“ sagte sie mit Nachdruck. „Und du weißt, daß wir auf morgen kein Grünfutter haben, da heißt's früh hinaus! Ein ungeschlafener Mensch ist ein halber Mensch.“

„Du hast gut sagen,“ gab der Peter kleinlaut zu.

„Man muß es halt erzwingen, wenn's nicht anders geht,“ fuhr sie eifrig weiter. „Probier's einmal mit auf hundert zählen! Du zählst einfach solange, bis du nichts mehr von dir selber weißt.“

Er legte sich auf dem Lager zurecht. „Das Zählen ist mir zu umständlich. Vielleicht geht's auch ohne das.“

„Diddididi — didi . . .“ klang es wieder in die nächtliche Stille hinein.

Peter Wenk tat, als ob er sich diesmal nichts daraus gemacht hätte. Er regte sich nicht, und aus seinen regelmäßigen Atemzügen glaubte die Frau bereits schließen zu dürfen, daß er wirklich am Einschlafen sei. Aber plötzlich fing er ganz laut mit sich selber zu reden an: „Merkwürdig ist's einweg, so etwas. Genau fünf Wochen und fünf Tage . . .“

„Kannst du jetzt wahrhaftig nicht an etwas Rechtes denken?“ warf Frau Seline unwillig ein. „Gewiß meinst du die Jakob-Gritte im Ofen.“

„Habe ich denn etwas gesagt?“ fragte Peter verwundert. „Ja, eben die mein' ich. Genau fünf Wochen und fünf Tage ist's bei der gegangen. Ihre Schwester, die Bäbe, hat's in Acht genommen.“

Die Frau wollte nicht gestehen, daß sie just auch an die Gritte gedacht habe. „Das ist nun aber doch etwas ganz anderes! Die Gritte wäre auch ohne das Totenührli gestorben. Wenn der Mensch die galoppierende Auszehrung hat!“

„Freilich, ja. Der Käfer war einweg nicht schuld. Larifizierung ist's.“

Peter Wenk versuchte wieder, einzuschlafen. Seine Frau hörte ihn leise zählen:

„ . . . Einundsechzig, zweiundsechzig — siebenundsechzig, vierundsechzig . . .“

Weiter kam er nicht. Mitten im Zählen war ihm das Wort eingefallen, das der Doktor Merk am letzten Sonntag im „Schäfli“ in Tischenloo zum Reutibauer gesagt hatte, der trotz aller ärztlichen Verbote seine drei Dreier Rotwein haben wollte: „Es ist mancher Mensch totkrank, ohne daß er selber darum weiß.“

Der Peter studierte ein wenig. Das wollte ihm nicht recht in den Kopf hinein. „Bist du noch wach, Seline?“ fragte er jetzt leise.

„Nein, ich schlafe,“ gab die unfreundlich zur Antwort.

Aber der Peter ließ sich nicht einschüchtern. „Glaubst du auch, daß ein Mensch richtig, regelrecht krank sei kann, ohne daß er etwas davon spürt?“

„Wer sagt das?“

„Ich meine nur so.“

„Der das meint und der's glaubt, beide sind gleich dumm.“

Peter Wenk schwieg. Aber nach einer Weile, nachdem der Klopfkäfer sich noch zweimal hatte hören lassen, sagte er wie zu sich selber:

„In fünf Wochen wäre ich just sechzig. Eine schöne, gerade Zahl. — Und geschafft habe ich eineweg genug . . .“

Am andern Morgen, als er auf dem Lauchacker Klee auf den Wagen lud, während Frau Seline sich durch Rechen nützlich machte und ihn dabei oft heimlich beobachtete, fing er unversehens an, seine Gedanken ganz laut spazieren zu führen: „Freilich ja; geschafft mehr als genug . . .“ Damit ergänzte er den Satz, an dem er vor etwa fünf Stunden endlich eingeschlafen war.

Die Frau wußte sogleich, was er meinte: „Ach was, kommst du schon wieder mit dem!“ sagte sie unwillig, verschwieg aber wohlweislich, daß es ihr soeben beim Laden vorgekommen war, der Peter habe, gleichsam über Nacht, viel von seiner Rüstigkeit verloren . . .

Peter Wenk steckte die Gabel in den Boden und zog mit den Händen die übers Wagengestell herabhängenden Kleehalme ab. „Es ist schon wahr,“ sagte er, „das muß ich zugeben: so am helllichten Tag, wenn die Sonne herabscheint, denkt man erst, was das eigentlich für ein fußdicker Blödsinn ist, das mit dem Käfer. Besonders beim Schaffen, wenn man brav zuhauen kann. Aber da innen herum — er klopfte mit dem Zeigfinger auf die Brust — da innen herum ist's halt doch nicht mehr ganz wie vor altem. Da ist etwas so — ich kann gar nicht sagen wie. Denk, ich hab beim Kleeemähen zweimal stillstehen müssen! So etwas ist mir bis heute nie vorgekommen.“

Die Frau hielt mit der Arbeit inne und sah ihn eine Weile kopfschüttelnd an. „Aber Peter,“ sagte sie dann, „so nimm doch Verstand an! Wenn das schwere Futter so haufenweis übereinanderliegt wie hier! Mancher wär froh, wenn er mit sechzig Jahren noch so in jedes Geschirr stehen könnte, wie du.“

Peter nickte bedächtig mit dem Kopf.

„Eben. So ist es halt. Altershalber könnte man nicht mehr viel dagegen haben . . . Mein Vater selig hat's auch nur auf dreiundsechzig gebracht. Freilich ist er im Lauchholz drüben von einer Tanne erschlagen worden. Aber so etwas

könnte halt unsereinem auch passieren, das heißt, wenn ich's noch bis zum Winter treibe."

Frau Seline stand sprachlos.

"Du bist noch nicht ganz wach," brachte sie endlich heraus, „sonst würdest du nicht derlei Sachen daherschwägen! Natürlich, das kommt davon, wenn man die halben Nächte den Schlaf bricht und sich mit Grübeln und Spintisieren abquält."

Peter Wenk sah sie an und lächelte überlegen, fast mitleidig.

"Eine Krankheit kann eineweg im Menschen stecken, ohne daß er's weiß. Und auf einmal, wenn man an gar nichts denkt, streckt sie die Hörner heraus und gibt ihm den ersten Puff. So was hab ich vorhin beim Kleemähen gespürt. Ein eigentlicher Puff ist's nicht gewesen. Ich könnte auch die Minute nicht mehr angeben, wo es gekommen ist; aber nachher war es so — halt wie wenn mir jemand die Hände festhalten wollte. Da hab ich mir gesagt: Peter Wenk, jetzt gilt's Ernst, jetzt mußt du dich stellen! Zugehauen hab ich ganz anders! Drei extra breite Mahden hab ich durchgeschlagen ohne ein einziges Mal zu wehen. Soll mir das einer nachmachen! — Bis dann halt eben das gekommen ist." Er deutete mit dem Zeigfinger auf die Brust. „Ganz hinterrücks, so eine Art Stechen. Ein richtiges Stechen war's eineweg nicht, mehr bloß eine Blödi. ¹⁾ Und dann halt der Schnauf, der Schnauf! Es war just, wie wenn der ganze Blasbalg auf einmal zu klein geworden wäre!"

"Aber du lieber Gott!" jammerte die Frau, „so schaff' doch bloß wie ein verständiger Mensch! Du richtest ja deine Gesundheit mit Fleiß zugrunde."

"Es ist immer so," meinte der Peter darauf, etwas klein beigegebend, „das Weibervolk will alles besser verstehen. Der Viehdoktor Lenz in Kirchauen hat doch selber gesagt, man müsse einer Krankheit von Anfang an zeigen, daß man auch noch da sei."

Er stopfte sich eine Pfeife ein und zündete an. „Sonst hab ich immer vier Pfeifen geraucht vor dem Morgenessen; das ist auch ein Zeichen."

Frau Seline schwieg. Sie sah ihm zu, wie er die Peitsche vom Boden aufhob, und es schien ihr, als ob ihm das Bücken Mühe machte.

"Soll ich heimfahren?" fragte sie mit leiser Besorgnis. „Der neue Stier hat es ein wenig im Kopf, ich traue ihm immer noch nicht recht. Und es sind schon ein paar Bremsen da."

Peter Wenk sah sie groß an. Sein bartloses Gesicht zog sich in die Länge. „Wenn ich nicht mehr fahren kann, dann — hm, hm!" Er deutete mit nicht mißzu-

verstehender Handbewegung auf den Erdboden. „So weit ist's mit dem Wenken-Peter von Grasrütti noch nicht."

Er schritt wacker neben dem Ochsen her. Wenn ihm der zu schnell gehen wollte, hielt er ihm den umgekehrten Peitschenstiel vor die Nase und sagte in beinahe liebevollem Ton: „Nu g'stät, Schäggi, nu g'stät!" Dabei tat er, wie wenn der Kopf des Tieres von Glas wäre; er brachte es nicht über sich, ihm einen Schlag zu versetzen.

Als er auf dem durch Marksteine genau abgegrenzten Fahrweg über seines Nachbarns Hofreite fuhr, kam der Kaspar eben mit der schwerbeladenen Mistbenne aus dem Stall. Peter Wenk ließ es sich nicht nehmen, drei, viermal gehörig mit der Peitsche zu knallen, was er sonst nur selten tat. Er wußte, daß er den Kaspar mit nichts so sehr ärgern konnte, als wenn er ihm vor der offenen Stalltüre Lärm machte.

Frau Seline, die mit dem Rechen auf der Achsel hinter dem Kleewagen herschreitend den Peter nie aus den Augen verloren hatte, sagte leise aufatmend zu sich selber: „Gottlob, jetzt hat er den Faden doch wieder gefunden." —

(Fortsetzung folgt.)



Blick vom Riesen auf den Chunersee.

¹⁾ Schwächeanfall.